

RESEARCH

Quartiersforschung

Matthias Drilling
Patrick Oehler *Hrsg.*

Soziale Arbeit und Stadtentwicklung

Forschungsperspektiven, Handlungsfelder, Herausforderungen

2. Auflage



Springer VS

Quartiersforschung

Herausgegeben von

O. Schnur, Berlin, Deutschland
D. Gebhardt, Barcelona, Spanien
M. Drilling, Basel, Schweiz

Das Wohn- oder Stadtquartier hat in unterschiedlichsten Bereichen der Stadt-
forschung einen wachsenden Stellenwert. Neue Schwerpunkte auf Quartierebene
sind sowohl in der Praxis, etwa in Stadtentwicklung und Immobilienwirtschaft, als
auch in stärker theoretisch orientierten Bereichen zu finden. In der dazwischen
liegenden Grauzone hat die wissenschaftliche Begleitforschung Konjunktur, die sich
mit den immer vielfältigeren planungspolitischen Interventionen in Quartieren
beschäftigt. Diese Reihe möchte sich den inzwischen existierenden pluralistischen,
oft auch kritisch geführten Diskurslinien der Quartiersforschung mit ihren
zahlreichen Überschneidungen und Widersprüchen widmen. Sie bietet Raum
für Quartiersforschung im weitesten Sinn – von Arbeiten mit theoretisch-kon-
zeptionellem Schwerpunkt über empirisch-methodisch orientierte Studien bis hin
zu explizit praxisorientierten Arbeiten über Quartiers-Themen aus dem Blick-
winkel verschiedener Paradigmen der Quartiersforschung. So soll ein Forum ent-
stehen, in dem sich Interessierte aus allen Bereichen – vom Quartiersmanager bis
zum Wissenschaftler – über das Themenfeld „Quartier“ auch über den eigenen
Horizont hinaus informieren können. Quartiersforschung wird innerhalb dieser
Reihe interdisziplinär und multidisziplinär verstanden, wobei geographische und
sozialwissenschaftliche Ansätze einen Schwerpunkt darstellen.

Herausgegeben von

Dr. Olaf Schnur
Berlin
Deutschland

Dr. Matthias Drilling
Hochschule für Soziale Arbeit, Basel
Schweiz

Dr. Dirk Gebhardt
Universitat Pompeu Fabra, Barcelona
Spanien

Matthias Drilling • Patrick Oehler (Hrsg.)

Soziale Arbeit und Stadtentwicklung

Forschungsperspektiven,
Handlungsfelder, Herausforderungen

2. Auflage



Springer VS

Herausgeber

Matthias Drilling
Hochschule für Soziale Arbeit
Basel, Schweiz

Patrick Oehler
Hochschule für Soziale Arbeit
Basel, Schweiz

Quartiersforschung

ISBN 978-3-658-10931-8

ISBN 978-3-658-10932-5 (eBook)

DOI 10.1007/978-3-658-10932-5

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Springer VS

© Springer Fachmedien Wiesbaden 2013, 2016

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung, die nicht ausdrücklich vom Urheberrechtsgesetz zugelassen ist, bedarf der vorherigen Zustimmung des Verlags. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Bearbeitungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Wiedergabe von Gebrauchsnamen, Handelsnamen, Warenbezeichnungen usw. in diesem Werk berechtigt auch ohne besondere Kennzeichnung nicht zu der Annahme, dass solche Namen im Sinne der Warenzeichen- und Markenschutz-Gesetzgebung als frei zu betrachten wären und daher von jedermann benutzt werden dürfen.

Der Verlag, die Autoren und die Herausgeber gehen davon aus, dass die Angaben und Informationen in diesem Werk zum Zeitpunkt der Veröffentlichung vollständig und korrekt sind. Weder der Verlag noch die Autoren oder die Herausgeber übernehmen, ausdrücklich oder implizit, Gewähr für den Inhalt des Werkes, etwaige Fehler oder Äußerungen.

Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier

Springer Fachmedien Wiesbaden ist Teil der Fachverlagsgruppe Springer Science+Business Media (www.springer.com)

Vorwort zur 2. Auflage

Dass wir uns als Herausgeber nach rund einem Jahr des Erscheinens des Sammelbandes bereits mit einer Neuauflage befassen konnten, dürfte auf ein bestehendes Interesse am Zusammenhang von Sozialer Arbeit und Stadtentwicklung hinweisen. Sich dabei über eine reflektierte Neuformulierung bestehender Theoriebezüge und Handlungstraditionen an diese Wechselwirkung anzunähern, statt „alles neu zu erfinden“ war auch für die 2. Auflage leitend. Damit verbunden ist das Anliegen, bisheriges Denken über räumliche Bezüge Sozialer Arbeit zusammenzuführen und so der Praxis wichtige Kontinuitäten aufzuzeigen.

Wir haben die Autorinnen und Autoren der 1. Auflage gebeten, ihre Beiträge zu überarbeiten, was auf positive Resonanz stiess und zeigt, dass die Beforschung des Themas derzeit zahlreiche neue Aspekte und Ergebnisse hervorbringt. Um sich neu positionierenden Argumentarien die Gelegenheit zu geben, sich dem Fachpublikum darzustellen, haben wir weitere Beiträge aufgenommen. Da die Praxisbeispiele der 1. Auflage eng mit den Exkursionen der damaligen Tagung verknüpft waren, haben wir auf deren Wiederabdruck in der Neuauflage verzichtet.

Derart gelang es uns, die überarbeitete und erweiterte Neuauflage eng auf das Fachpublikum in der Sozialen Arbeit auszurichten. Wir verbinden damit die Hoffnung, erneut einen Beitrag zur fachlichen Fundierung der Sozialen Arbeit als Disziplin und Profession im Kontext von Stadtentwicklung zu liefern.

Basel, im Mai 2015

Matthias Drilling und Patrick Oehler

Vorwort zur 1. Auflage

Der vorliegende Sammelband geht auf eine gleichnamige Tagung zurück, deren Ziel es war, das Verhältnis zwischen Sozialer Arbeit und Stadtentwicklung neu auszuloten. Aus Sicht der Herausgeber ist eine solche Betrachtung nötig, denn sowohl als Disziplin als auch als Profession bezieht sich Soziale Arbeit jüngst vermehrt auf soziale Problemlagen, die sich räumlich ausdrücken, und versucht andererseits raumbezogene Ansätze sozialer Gerechtigkeit zu fördern. Die Stadt und ihre Quartiere stehen diesbezüglich im Vordergrund derzeitiger Konkretisierungen.

Es war erfreulich zu sehen, dass ein grosser Kreis von Kolleginnen und Kollegen nicht nur aus der Sozialen Arbeit, sondern auch aus anderen scientific und professional communities dem Aufruf, nach Basel zu kommen, folgten. Und so entspann sich während zweier Tage entlang von Keynotes, Exkursionen und Workshops eine überaus facettenreiche Fachdebatte (siehe www.tagung-stadtentwicklung.ch).

Die interdisziplinäre Tagung konnte die großen Eingangsfragen (erwartungsgemäß) nicht abschließend klären. Dennoch gab es Einigkeit, dass die verschiedenen Perspektiven auf die Stadt und das Städtische zur Reflexion anregen und zu weiterführenden Verortungen in Praxisbezügen und theoretischen Positionen führen.

Zahlreiche der Vorträge präsentieren wir in diesem Sammelband. Im Wissen um die Notwendigkeit der Gliederung eines solch reichhaltigen Materials haben wir Gruppierungen entlang den Themen „Forschungsperspektiven“, „Handlungsfelder“, „Praxisbeispiele“ sowie „Herausforderungen“ gebildet. Ob diese die aktuelle Debatte korrekt zu strukturieren vermögen, sei dahingestellt, wir sehen sie hier vor allem als zweckdienlich an.

Wir danken den Autorinnen und Autoren für ihre Bereitschaft, ihre Argumentation für dieses Buch verdichtet zu haben. Darüber hinaus konnten wir erneut mit Frau Britta Göhrisch-Radmacher vom VS-Verlag und Herrn Georg Schlegel sehr kompetente Begleitungen für Lektorat, Satzspiegel und technische Prozesse der Erstellung dieses Buchprojektes gewinnen. Dem Förderfonds der Hochschule für Soziale Arbeit der Fachhochschule Nordwestschweiz danken wir für die Unterstützung bei den Druckkosten.

Basel, im März 2013

Matthias Drilling und Patrick Oehler

Lesehinweis

Für die sprachliche Gleichstellung von Männern und Frauen existieren bislang keine einheitlich anerkannten Regelungen. Deshalb wurde es den jeweiligen Autorinnen und Autoren dieses Bandes überlassen, ob sie ihre Texte geschlechtergerecht gestalten und welche Variante sie verwenden wollen. Bei den Beiträgen von Autorinnen und Autoren aus der Schweiz und Österreich wurde die mitunter von der deutschen Rechtschreibung abweichende Schreibweise beibehalten.

Inhaltsverzeichnis

Einleitung

Soziale Arbeit, Gemeinwesenarbeit und Stadtentwicklung. Eine theoriegeschichtliche Spurensuche.....	13
<i>Patrick Oehler und Matthias Drilling</i>	

Forschungsperspektiven

Soziale Arbeit und Stadtentwicklung aus einer parteilichen Perspektive	45
<i>Dieter Oelschlägel</i>	
Soziale Arbeit und Stadtentwicklung aus einer intermediären Perspektive.....	57
<i>Oliver Fehren</i>	
Soziale Arbeit und Stadtentwicklung aus reflexiv räumlicher Perspektive.....	71
<i>Caroline Fritsche und Annegret Wigger</i>	
Soziale Arbeit und Stadtentwicklung aus einer planungsbezogenen Perspektive.....	87
<i>Matthias Drilling und Patrick Oehler</i>	

Handlungsfelder

Die Programme der integrierten Stadt- und Quartiersentwicklung in Deutschland und der Schweiz und die Rolle der Gemeinwesenarbeit.....	113
<i>Jutta Guhl</i>	
Die Rolle der Sozialen Arbeit bei der Stadterweiterung. Das Beispiel Freiburg-Rieselfeld	125
<i>Clemens Back</i>	

Sozial nachhaltiges Bauen als Handlungsfeld der Sozialen Arbeit	141
<i>Stephanie Weiss und Daniel Blumer</i>	
Verbindungslien zwischen Sozialplanung, Stadtentwicklung und Sozialer Arbeit	155
<i>Jörg Dittmann</i>	
Chancen und Grenzen von Kooperationen zwischen Hochschule und Stadtbezirk	177
<i>Bettina Völter, Elke Herden und Heiko Tille</i>	
Herausforderungen	
Recht auf Stadt. Über die Position Sozialer Arbeit im Konfliktfeld Stadtentwicklung	203
<i>Florian Hohenstatt</i>	
Das Ende der „Bürgerkommune“ oder ein Recht auf Stadt	221
<i>Martin Becker</i>	
Recht auf Beteiligung. Kommunale Planung und Gemeinwesenarbeit unter Genderaspekten	237
<i>Maria Bitzan</i>	
Partizipation und Sozialraumanalyse bei der Gestaltung des öffentlichen Raums. Erfahrungen aus der Wiener Stadtteilentwicklung	253
<i>Katharina Kirsch-Soriano da Silva und Christoph Stoik</i>	
Wohnraumversorgung in einem Quartier und die Rolle der Sozialen Arbeit	271
<i>Detlef Baum</i>	
ModularCity: Sozial nachhaltige Entwicklung von Arealen, Siedlungen und Quartieren	285
<i>Tanja Klöti, Carlo Fabian und Hans-Jörg Stark</i>	
Autorinnen und Autoren.....	311

Einleitung

Soziale Arbeit, Gemeinwesenarbeit und Stadtentwicklung

Eine theoriegeschichtliche Spurensuche

Patrick Oehler und Matthias Drilling

„Moderieren und Managen ist die eine Sache, den Interessen unterprivilegierter Bevölkerungsgruppen in der Öffentlichkeit Gehör zu verschaffen und diese dazu zu befähigen, ihre berechtigten Anliegen eigenständig zu vertreten, ist die andere. Das beste Stadtteilentwicklungskonzept bleibt notgedrungen unzureichend, wenn nicht gleichzeitig auch die gesellschaftliche Teilhabe aller Menschen im Wohngebiet induziert wird, was wiederum parallel dazu den Abbau von sozialer Benachteiligung und Ausgrenzung voraussetzt. Letzteres ist aber eine originäre Aufgabe der Gemeinwesenarbeit (...) wie auch der Sozialen Arbeit allgemein. Diese Aufgabenstellung anderen Berufsgruppen (Stadtplanern, Architekten usw.) zu überlassen, wäre gleichbedeutend mit der Aufgabe des eigenen Berufsstandes. Geholfen wäre damit niemandem.“ (Lothar Stock 2004, S. 197 f.)

Die „Wiederentdeckung des Raums“ – die „räumliche Wende“ (spatial turn) – in den Kultur- und Sozialwissenschaften (vgl. Döring/Thielmann 2008) sowie der viele Städte betreffende „Zurück in die Stadt“-Trend haben innerhalb der Disziplin und Profession der Sozialen Arbeit zu einer Re-Thematisierung von (Sozial-) Raum, Gemeinwesenarbeit (GWA) und Stadtentwicklung geführt. Im Fokus der Fachöffentlichkeit stehen bis anhin allerdings die Auseinandersetzung mit dem Sozialraum an sich bzw. mit sozialräumlichen Konzepten, Methoden und Arbeitsfeldern Sozialer Arbeit (vgl. Kessl et al. 2005). Der Anspruch der Sozialen Arbeit auf eine professionsspezifische Mitwirkung an „Stadtentwicklung“ mit einem besonderen Fokus auf die Planung ist erst ansatzweise erkennbar. Die Entwicklung der letzten Jahre zeigte jedoch, dass genau dieses Handlungsfeld zunehmend zu einer bedeutenden Aufgabenstellung der Sozialen Arbeit¹ wird (vgl. Drilling/Oehler 2011; Drilling/Oehler 2013; Oehler/Weiss 2012). Parallel zum entstehenden theoretischen Fachdiskurs ist auch in der Praxis der Fachbasis der Sozialen Arbeit ein erstarktes Interesse an der Stadtentwicklung feststellbar. Interesse bedeutet, wie John Dewey das formuliert hat, „dass man von den in den

1 An erster Stelle sind hier die Arbeitskontexte aus Gemeinwesen- und Quartierarbeit, Quartierskoordination und -entwicklung, Politik- und Projektberatung gemeint, aber auch in gruppenspezifischen Arbeitskontexten wie z.B. der (offenen) Kinder- und Jugendarbeit, der Strassensozialarbeit und der Sozialen Arbeit mit älteren Menschen wird dieses Handlungsfeld immer wichtiger.

Dingen liegenden Möglichkeiten in Mitleidenschaft gezogen wird, dass man darum danach ausschaut, was sie einem wohl bringen werden, und dass man auf der Grundlage dieser Voraussicht bemüht ist, ihnen eine bestimmte Wendung zu geben. Interesse und Ziel, Anteilnahme und Zweck sind notwendig miteinander verbunden.“ (Dewey 1993, S. 169) Das beobachtbare Handlungsspektrum reicht dabei von der Mitorganisation von liegenschaftsbezogenen oder gruppenspezifischen Protestaktionen über Vermittlungsarbeiten zwischen verschiedenen Akteuren bis hin zur Mitarbeit als Expertin an Wettbewerbsausschüssen und projektbezogenen Planungsgremien. In verschiedenen Arbeitsfeldern der Sozialen Arbeit (vor allem im Bereich der offenen Kinder- und Jugendarbeit, der Quartiersarbeit, der aufsuchenden Arbeit und im Selbsthilfebereich) wird auf unterschiedlichen Ebenen und zu verschiedenen Themen (günstiger Wohnraum, keine Verdrängung/Wegweisung aus öffentlichen Räumen, kinder- und jugendgerechte Platzgestaltung etc.) nach Wegen der Einflussnahme gesucht; auch von städtischer Seite bzw. mit städtischer Unterstützung werden – als (intermediäre) Brückeninstanz zwischen Verwaltung und Quartierbevölkerung – Quartier(entwicklungs)büros, Quartierkoordinationsstellen und Stadtteilsekretariate geschaffen und die entsprechenden Arbeitsstellen mit Fachkräften aus der Sozialen Arbeit besetzt. Die Funktion wird meist mit Stichwörtern wie „intermediäre Instanz“, Koordination, Beratung, Information(svermittlung) und Übersetzung, Kontakt- und Anlaufstelle, Moderation und Mediation umschrieben.

Diese hier skizzierte Aktualität von „Sozialer Arbeit und Stadtentwicklung“ wirft eine Reihe von Fragen auf: Aus welchem Selbst- und Rollenverständnis Sozialer Arbeit kann und soll in diesem Handlungsfeld eigentlich professionell gearbeitet werden? Auf welchen Fundus an Theorien und Konzepten bzw. auf welche Handlungstraditionen und welches Erfahrungswissen kann sich die Soziale Arbeit für diesen Arbeitskontext beziehen? Worin liegen die besonderen Herausforderungen und welche Gebiete gilt es, im Hinblick auf ein professionelles Handeln Sozialer Arbeit in diesem Bereich zu erforschen und theoretisch-konzeptionell weiterzuentwickeln? Eine Möglichkeit, auf diese Fragen zu antworten ist, im Sinne einer historischen Spurensuche, die eigene Fachgeschichte und -diskussion Sozialer Arbeit hinsichtlich Stadtentwicklung zu rekonstruieren. So können Entwicklungen und „*mentale Modelle*“, die den Blick auf das Handlungsfeld Stadtentwicklung geprägt haben oder immer noch prägen², deutlich gemacht und in Erinnerung gerufen werden – als Ausgangspunkt für die weitere Theoriebildung in der Gegenwart.

Ein Blick in die Theoriegeschichte der Sozialen Arbeit zeigt, dass „der Ruf nach Beteiligung von Sozialarbeitern und Sozialexperten an und die Berücksich-

2 Denn die Erfahrungen und Modelle bestimmen nicht nur massgeblich mit, „wie wir die Welt interpretieren, sondern auch, wie wir handeln“ (Senge 1999, S. 214)

tigung von „sozialen Gesichtspunkten“ bei der „physischen“, d.h. räumlich-architektonischen Gestaltung der Stadt (...) so alt wie die Profession *Social Work*“ selbst ist (Nimmermann 1973, S. 101). Zudem sind Stadtplanung und Sozialarbeit über ein gemeinsames Erbe der sozialreformerischen Bürgerschaftsaktivitäten des späten 19. Jahrhunderts als Reaktion auf die besorgniserregende Lage in den Grossstädten miteinander verbunden. Der Sozialen Arbeit ist es zwar gelungen, sich im Laufe der Geschichte immer wieder im Feld der Stadtentwicklung zu positionieren, *stadtplanerische* Fragen werden hingegen noch zu wenig systematisch thematisiert und bedürfen einer theoretischen Fundierung aus der eigenen Disziplin (siehe Tabelle 1 am Ende dieses Beitrags).

1 Settlement-Work und Nachbarschaftsheime

Die ersten Anhaltspunkte, die auf die Entwicklung hinweisen, die Städte und Quartiere zu einem Handlungsfeld der Sozialen Arbeit zu machen, reichen zurück bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts, die Entstehungszeit der professionellen Sozialen Arbeit. Damals entstanden in England und vor allem in den USA unter der Bezeichnung *Community Work*, *Community Organization* und *Community Development* konzeptionell-methodische Ansätze, die als eine *methodische* Reaktion Sozialer Arbeit auf die sozialen Probleme im Zuge der Industrialisierung in den Grossstädten bzw. die Bildung neuer (demokratischer) Gemeinschaften in frisch besiedelten Gebieten verstanden werden können (Vogel/Oel 1966). Ausschlaggebend waren die wachsende Armut und die schlechte Versorgungslage in bestimmten Quartieren sowie die Identifizierung der Notwendigkeit einer besseren Bildung der dort lebenden Menschen. Vor diesem Hintergrund entstanden in den Arbeiter- und Armutsquartieren grösserer englischer, amerikanischer und deutscher Städte durch das Engagement gut situierter philanthropischer und an der Demokratisierung der Stadtgesellschaft interessierter Bürgerinnen und Bürger verschiedene Initiativen: Die „Settlers“, die Pioniere der stadtteilbezogenen Sozialarbeit, zogen „in die proletarischen Wohngebiete der grossen Städte, um dort durch soziale, erzieherische und volksbildnerische Tätigkeit die Lage der Bewohner zu verbessern und Selbsthilfeinitiativen zu unterstützen“ (Buck 1982, S. 116). Damit beabsichtigten sie sozialreformerisch – und nicht revolutionär oder repressiv – auf die Forderungen der politischen Arbeiterbewegungen nach einer Umwälzung der Gesellschaft zu antworten, andererseits aber auch die Kluft zwischen den sozialen Klassen zu überwinden. Zudem wollten sie ihr Bemühen um einen sozialreformerischen Ausbau der kommunalen Versorgung und der staatlichen Sozialgesetzgebung nicht nur abstrakt

vermitteln, sondern auf den empirischen Boden einer genauen Kenntnis der (Lebens-)Bedingungen und des sozialen Elends stellen.

Jane Addams gründete 1889 in Chicago das bekannte Settlement *Hull House*, dessen Aktivitäten zur Entwicklung der Stadt beitrugen. Das vordringliche Ziel der Settler war es, die Menschen (insbesondere die einwandernden Bevölkerungsgruppen) in den Elendsquartieren zu unterstützen sowie die sozialen Missstände mithilfe von Sozial- und Stadtforschung sichtbar und öffentlich zu machen, um sozialgesetzliche Reformen auf unterschiedlichen Ebenen zu erwirken. Die praktischen Tätigkeiten im Hull House umfassten ein äußerst breites Spektrum, das von Antworten auf existentielle Überlebensbedürfnisse (Essens- und Kleiderverteilung, Unterbringung von geflohenen Prostituierten, Hilfe bei Geburten) sowie Hilfen beim Bau öffentlicher Bäder und bei der Organisation der Müllabfuhr über Bildungs- und Kulturveranstaltungen (Koch-, Näh-, Erziehungs- und Einbürgerungskurse, Selbsthilfegruppen, Ausstellungen, Theater etc.), die Gründung von Genossenschaften und Gewerkschaften, verschiedene Beratungs- und Treffpunktangebote sowie Universitätskurse bis hin zu verschiedenen sozialpolitischen Vorstößen und politischen Initiativen auf lokaler bis nationaler und internationaler Ebene reichte, all dies gestützt auch auf eigene Forschungstätigkeit (Buck 1982, S. 126 f.; Schüler 2004, S. 112 ff.; Staub-Bernasconi 2007, S. 63 ff.).

Verbindungen zur Stadtentwicklung lagen einerseits im Einsatz für die Verbesserung der Infrastruktur, wie z.B. Wasserleitungen oder die Müllabfuhr, andererseits lagen sie in der Nachbarschaftsforschung („friendly research“) und der damit verbundenen Problematisierung der sichtbaren sozialen Probleme rahmenden gesellschaftlich-strukturellen Ursachen. Daher verschob sich der Fokus der Aufmerksamkeit im Laufe der Zeit von der Nachbarschaft und der praktischen Quartierentwicklung im engeren Sinne immer mehr hin zur Öffentlichkeitsarbeit und einer über das Quartier hinausgehenden Stadt- und Sozialpolitik.

Zeitlich etwas verzögert wurde der Settlement-Gedanke auch im deutschsprachigen Raum aufgegriffen. Zu nennen sind etwa das 1901 vom evangelischen Theologen Walther Claussen und dem Senator und Industriellen Heinrich Traun gegründete „Hamburger Volksheim“ oder die 1911 vom evangelischen Pfarrer Friedrich Siegmund-Schulze in Berlin gegründete „Soziale Arbeitsgemeinschaft Berlin-Ost“ (SAG), in deren Zentrum neben der „Versöhnung“ der Klassen auch die tatsächliche Verbesserung der Lebensverhältnisse der Bevölkerung stand (Ross 2012, S. 402). An die Ideen der Settlements knüpfte auch Herta Kraus an (welche von 1919 bis 1920 in der SAG Berlin Ost mitgearbeitet hatte), die ab 1926 in Köln die Grundlagen zur Entstehung der „Riehler Heimstätten“ schaffte, ein Projekt, in dem Altenfürsorge und Nachbarschaftshilfe miteinander kombiniert wurden (Schirrmacher 2002, S. 105 ff.). Im Unterschied zu den eng-

lischen und amerikanischen Settlements signalisierte die deutsche Nachbarschaftsheim-Bewegung jedoch deutlicher eine (partei-)politische Neutralität: Eine klare Parteinahme für die vom sich entfaltenden Kapitalismus gebeutelten Proletarier blieb aus und sie wirkte damit, geprägt durch ihre religiös-pazifistische Grundhaltung, einer klassenbewussten Politisierung eher entgegen (Boulet/Krauss/Oelschlägel 1980, S. 36; Buck 1982, S. 157 f.). So blieb die Mehrzahl der Nachbarschaftsheime auch während der zunehmenden politischen, sozialen und kulturellen Polarisierung in der Weimarer Republik und nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten 1933 bei ihrer „typisch bürgerlich romantischen Ausrichtung (...), sie bildeten Inseln, oft religiös geprägt, wo man nach wie vor Kochkurse, Sprachkurse, Geselligkeit u.a.m. fand“ (Boulet/Krauss/Oelschlägel 1980, S. 38).

2 Weiterentwicklungen von „Community Organizing“ in den USA³

Ein Blick auf die weitere Entwicklung der „Community Organization“ in den USA ist für den deutschsprachigen Fachdiskurs deshalb relevant, weil sich die Theorien und Methoden, die nach dem Zweiten Weltkrieg im Kontext von Wieder- bzw. Neuaufbau und „Re-Education“ unter dem Begriff „Gemeinwesenarbeit“ rezipiert wurden, vorwiegend an den Theorie- und Methodenentwicklungen der „Community Organization“ in den USA orientierten und kaum an die eigenen Vorkriegstradition anknüpften (vgl. Müller 1992, S. 23 ff.; Kunstreich 2001, S. 5 ff.).

In den 1920er- und 1930er-Jahren wurde, angeregt von der Stadt- und Gemeindesoziologie, in der amerikanischen Fachöffentlichkeit die Diskussion darüber angestoßen, wie das Gemeindeleben in den Städten demokratisch(er) erneuert werden kann.

„Anstelle der Initiativen bürgerlicher Wohltäter und professioneller Sozialpraktiker, die immer nur von aussen in das Gemeindeleben eindringen würden, sollten besser lokale FührungsPersönlichkeiten innerhalb der jeweiligen Nachbarschaft selbst rekrutiert und zum Aufbau lokaler Selbsthilfeorganisationen befähigt werden.“ (Buck 1982, S. 127).

Diese Fragestellungen forderten auch die Settlements dazu heraus, ihre theoretisch-methodischen Bezugspunkte weiterzuentwickeln. In den 1920er- und 1930er-Jahren dominieren in der Folge z.B. Fragen, wie auf Nachbarschafts- und

³ Vgl. dazu neben Buck (1982) auch Iben 1971, Mohrlock et al. 1993 und Vogel/Oel 1996.

Gemeindeebene bewusst neue Zusammenschlüsse zur sozialen Integration aufgebaut werden können, „wie die demokratischen Einfluss- und Mitbestimmungsmöglichkeiten der Bürger bei gemeinsamen lokalen Angelegenheiten gegenüber der wachsenden Fremdbestimmung durch bürokratisierte und zentralisierte gesellschaftliche Institutionen (Staatsverwaltung, Grossunternehmen, soziale Versorgung etc.) gesichert werden könnten“ (Buck 1982, S. 47) und wie die Fähigkeiten der Gemeindeglieder, sich mit den Folgen des industriell-technischen, wirtschaftlichen und sozialen Wandels auseinanderzusetzen, mittels Erwachsenenbildung gefördert werden können. In der nachfolgenden Periode, die etwa bis Mitte der 1960er-Jahre reicht, rücken wieder mehr die professionellen Community Organizers selbst in den Blick. Wie kann es ihnen gelingen, direkt auf die politisch-administrativen Entscheidungsinstanzen Einfluss zu nehmen, um die „Effektivität und Funktionsfähigkeit einer arbeitsteilig spezialisierten Sozialversorgung auf lokaler Ebene durch integrierte kommunalpolitische Planung“ (Buck 1982, S. 48) zu sichern? Im Mittelpunkt des Interesses stehen hier

„Probleme der Koordination von Raumplanung, Stadtplanung, Industrieansiedlungsplanung, Sozialplanung etc.; Möglichkeiten der Kooperation zwischen Bürgern, Planungsexperten und Planungsinstanzen; Strategien der Aktivierung von Betroffenen zur Planungsbeteiligung; Fragen der Konzeption und Anwendung alternativer Partizipationsverfahren“ (Buck 1982, S. 48).

In den 1950er- und 1960er-Jahren kommt es im Rahmen von lokalen Stadtplanungs- und Stadtsanierungsmassnahmen zur Förderung von Community Organization-Projekten durch die Bundesverwaltung und zu einer Debatte um Einsatzmöglichkeiten, Ziele und Methodenkonzepte der Community Organization (Buck 1982, S. 160).

Im Vergleich zur bisherigen Stadtsanierungspraxis, die besonders unter sozialen Gesichtspunkten weitgehend konzeptionslos war, stellten die durch die radikalen Basisbewegungen evozierten, staatlich unterstützten, stärker sozialpolitisch orientierten und durch basisdemokratische Elemente ergänzten Stadterneuerungspolitiken einen deutlichen Fortschritt dar. Durch sie wurden grössere Teilnahmehandlungen eröffnet, längerfristig orientierte Stadtentwicklungspläne aufgestellt, die fachliche Kooperation zwischen unterschiedlichen Verwaltungsinstanzen gefördert, die öffentliche Wohnbauförderung ausgeweitet und die Wohnungsmodernisierung verstärkt. Bei der betroffenen Bevölkerung führte dies zum Teil zu spürbaren Verbesserungen. Eine wichtige Aufgabe von Sozialarbeiterinnen und Gemeinwesenarbeiterinnen innerhalb dieser Programme war, Selbsthilfeinitiativen durch nachbarschaftlich organisierte Aktionsgruppen anzuregen und zu begleiten. Doch blieb dabei die ernüchternde Erkenntnis nicht aus, „dass ökono-

mische Ungleichheit, Arbeitslosigkeit und Rassendiskriminierung durch offiziell unterstützte Partizipationsprogramme und durch Selbsthilfeaktionen auf lokaler Ebene allein noch nicht aufhebbar sind“ – was sowohl bei den Betroffenen als auch bei den angestellten Sozialarbeitenden zunehmend zu einer politischen Radikalisierung führte (Buck 1982, S. 164). Daraufhin wechselten die GemeinwesenarbeiterInnen ihren Modus von der pädagogischen Arbeit mit Kleingruppen hin zum Organisieren von Massenprotesten („social actions“). Dies wiederum löste bei den Stadtverwaltungen und bei der bürgerlichen Presse harsche Reaktionen aus, was die realen Macht- und Klassenverhältnisse, aber auch die politische Befriedungsfunktion der Demonstrativprogramme nur offensichtlicher zu Tage treten liess. In Politik, Regierung, Verwaltung und Teilen der Gewerkschaften wurde der Unmut gegenüber einer „widerspenstigen“ Klientel und einer politisierten Gemeinwesenarbeit⁴ immer grösser, was zu einem Widerstand gegen die Programme führte. In der Folge kam es nicht nur zu einer drastischen Kürzung der Mittel, sondern auch zu einer fortlaufenden Einschränkung der legalen Partizipationsmöglichkeiten. Diese gingen so weit, bis strittige Planungsziele nicht mehr tangiert oder Partizipation auf die schlichte Information der Betroffenen heruntergefahren wurde (Buck 1982, S. 164).

Inspiriert durch Saul D. Alinsky wurde mit dem Ansatz der *Community Organization* als „radikaldemokratische“ Bewegung versucht, „die Armen durch effektive wirtschaftliche und soziale Selbsthilfe zu einem kommunalpolitischen Machtfaktor zu machen“ (Buck 1982, S. 166.). Alinsky distanzierte sich mit seinem Ansatz ganz bewusst von der wohlfahrtsstaatlichen Sozialarbeit und den staatlichen Förderprogrammen. Diesen warf er vor, die Menschen paternalistisch zu bevormunden und nur zu beruhigen, anstatt wirklich etwas gegen das Elend zu unternehmen. Seine „Anleitung zum Mächtigsein“ (Alinsky 1999) entwickelte er ab 1939 aus Praxiserfahrungen in der „Back of the Yards“-Bewegung im Stadtteil Woodlawn/Chicago, wo er einer Reihe von Streiks und Boykotten anleitete, um die Lebensbedingungen in den Slums zu verbessern sowie „Machtlosigkeit“ und Apathie durch den Aufbau von Bürgerorganisation punktuell zu überwinden (Buck 1982, S. 166; Iben 1971, S. 117 ff.). Dabei bedeutete für ihn ein „Radikaler“⁵ zu sein, „die Menschen wirklich zu mögen und daran zu glauben, dass alle Menschen den gleichen Wert sowie die Fähigkeit zur Selbstbestimmung besitzen“ (Mohrlock et. al. 1993, S. 37). Um benachteiligten Menschen das Recht auf Selbstbestimmung in der Gesellschaft zu ermöglichen, setzte er auf den Aufbau von Bürgerorganisationen, in denen Menschen zusammengebracht werden und sich organisieren. Dadurch erst können Menschen,

4 Zum Widerspruch der GWA zwischen Institutionalisierung und Selbstorganisation sowie der „Widerspenstigkeit“ der Klientel vgl. Gerhardinger 1998 S. 151 ff.

5 Vgl. dazu auch Alinsky 1999, S. 27 ff.

über die in der Regel bestimmt wird, mächtig genug werden, um „ihre Interessen gegenüber anderen Akteuren in der Stadt (Verwaltung, Betriebe, Hausbesitzer usw.)“ (Ross 2012, S. 406) unüberhörbar zu vertreten und auch durchzusetzen.

Die Pointe dieses Ansatzes bestand vor allem darin, durch gezielte konfliktorientierte Taktiken und Aktionen zivilen Ungehorsams lokalen politischen Druck zu erzeugen, mit dem Ziel, konkrete einzelne soziale Verbesserungen zu erwirken. Gleichzeitig schärfte dieses Vorgehen bei den Betroffenen aber auch ein politisches Bewusstsein – was im Sinne einer politischen Bildung durchaus als eine Voraussetzung für eine längerfristige gesellschaftliche Veränderung gesehen werden kann. Andererseits waren diese Erfolge in ihrer Reichweite limitiert, da sie als lokale Initiativen in Bezug auf die zentralen massgebenden politischen, ökonomischen und staatlichen Verhältnisse zunächst nur eine sehr begrenzte Wirkung entfalten konnten (Buck 1982, S. 167 ff.).

Damit lassen sich rückblickend zwei hauptsächliche Entwicklungslinien von Community Organizing in den USA nachzeichnen, auf welche in der deutschsprachigen Fachliteratur der Sozialen Arbeit später unter dem Begriff Gemeinwesenarbeit (GWA) Bezug genommen wurde: zum einen die eher „integrativ-partizipativen“ Ansätze im Kontext von staatlichen Programmen und Sozialarbeit, zum anderen die mehr „konfliktorientierten“ Ansätze im Kontext sozialer Bewegungen und der Gewerkschaften.

3 Die Rezeption der GWA als „dritte Methode“ Sozialer Arbeit

In die Fachöffentlichkeit eingeführt wurde „Community Organization“, soweit bekannt, von Herta Kraus (1951) unter der Bezeichnung „Gemeinschaftshilfe“ bzw. „Gemeinschaftsarbeit für das Gemeinwohl“. Der Begriff „Gemeinwesenarbeit“ (GWA) taucht erstmals bei Hermann Lattke (1962) auf; ein eigentlicher theoretischer Bezugspunkt für die GWA wird jedoch erst 1968 mit dem Erscheinen der deutschen Ausgabe des 1955 unter dem Titel „Community Organization“ veröffentlichten Lehrbuchs „Gemeinwesenarbeit“ von Murray G. Ross geschaffen.

Die frühe deutsche Rezeptionsgeschichte der Gemeinwesenarbeit wird oftmals als unvollständig bezeichnet, weil a) nur *ein* Strang der GWA vorgestellt wurde – nämlich der integrativ-partizipative Strang, der sich gut mit einer sozialstaatlichen Sozialarbeit verbinden liess, während der konfliktorientierte Strang von Alinsky zunächst vorenthalten wurde – und b) konzeptionell nicht an den eigenen historischen Vorläufern der Gemeinwesenarbeit, der „Nachbarschaftshausbewegung“, angeknüpft wurde. Die erste Methoden-Rezeption der GWA

erfolgt weitgehend ohne ein „historisches Selbstbewusstsein“ der Beteiligten (Boer/Utermann 1970, S. 204 ff.; Buck 1982, S. 150 f.; Ross 2012, S. 407 f.)

Auf eine erste breite Resonanz stiess die GWA in Deutschland, als auf Initiative der Berliner Senatsverwaltung für Arbeit und Soziales von 1963 bis 1965 auf mehreren Tagungen englische und holländische GWA-Projekte ausgewertet und so Ansatzpunkte für eine deutsche GWA-Praxis ermittelt wurden. In dieser Zeit wuchs das Interesse an der Einführung von GWA als dritter Methode der Sozialarbeit auch in der Praxis der Sozialarbeit deutlich an. Die GWA erschien vor dem Hintergrund der weit geteilten Einschätzung, dass die Institutionen der Kommunalverwaltung zu bürgerfern geworden seien, wie eine Zauberformel für eine „grundlegende Reform des bürokratischen Systems der öffentlichen und freien Träger der Sozialarbeit“ (Buck 1982, S. 151). Mit GWA als „Demokratisierungs- und Integrationsstrategie“, so die Hoffnung, könne nicht nur der brüchig gewordene Kontakte zwischen den Bürgern und den offiziellen Gremien erneuert und schlecht funktionierende Verwaltungen reformiert, sondern zudem auch bestehende gesellschaftliche Demokratiedefizite behoben werden. Die defizitären Lebensbedingungen von Bürgerinnen und Bürgern spielten bei dieser Reform-Diskussion allerdings eine eher untergeordnete Rolle. Weshalb die von Professionellen der Sozialen Arbeit geäusserte Kritik an der „bürgerfernen Formaldemokratie“ durchaus auch als eine Professionalisierungsstrategie der Sozialen Arbeit zum Zwecke der Etablierung der eigenen Profession gelesen werden kann. Die Soziale Arbeit positionierte sich nämlich jetzt neu als Integrations- und Vermittlungsexperte in einer hochkomplexen Welt und als „change agent“ für innovative und notwendige Anpassungen in zentralen gesellschaftlichen Institutionen. Damit steht die frühe deutsche GWA für eine Verbesserung der *bestehenden* demokratischen Ordnung – aber auch für ein professionalistisches, technokratisches und sozialkonservatives GWA-, Demokratie- und Fortschrittsverständnis (Buck 1982, S. 152 f. und S. 216 f.).

Die folgenden frühen 1970er-Jahre werden oftmals als „Hochphase“ oder „Blütezeit“ der Gemeinwesenarbeit in Deutschland bezeichnet. Niedergeschlagen hat sich dieser „Höhenflug“ jedoch vor allem in der steigenden Anzahl von Fachpublikationen zur Gemeinwesenarbeit. Zu nennen sind hier insbesondere folgende Sammelbände und Artikel, mit denen nun nicht nur erstmals auf die anfangs weitgehend ausgeklammerten aggressiv-konfliktorientierten Ansätze der Community Organization im Stile von Alinsky Bezug genommen wird, sondern auch wieder Stadtplanung und Stadtentwicklung als vorrangige Aufgaben der GWA begriffen werden: „*Die Rolle der Sozialarbeit in Stadtplanung und Stadtentwicklung*“ (Iben 1972), „*Stadtplanung und Gemeinwesenarbeit*“ (Müller/Nimmermann 1973), „*Konfliktorientierte Gemeinwesenarbeit*“ (Bahr/Grone-meyer 1974), „*Reader zur Theorie und Strategie von Gemeinwesenarbeit*“

(Victor Gollancz-Stiftung 1974). Diese Wiederentdeckung der Stadt – *und* vor allem auch der in ihr lebenden Menschen! – als Arbeitsfelder der Sozialen Arbeit durch die Exponenten der GWA nach dem zeitweiligen Abstecher auf die Reform der Sozialverwaltungen hängt zu einem grossen Teil mit der ersten grossen wirtschaftlichen Rezession nach dem Zweiten Weltkrieg zusammen. Ende der 1960er-Jahre traten nicht nur die alten bekannten sozialen Probleme wie Obdachlosigkeit wieder stärker auf, sondern es kamen auch neue Schwierigkeiten, welche stark mit der veränderten Wohnstruktur zusammenhingen: „Altbauسانierungen und Mietpreiserhöhungen, gepaart mit dem Entstehen von Trabantenstädten, hatten eine Konzentration der lohnabhängigen und sozial belasteten Bevölkerung in Stadtteilen am Rande der Städte zur Folge, die meist weder gewachsene nachbarschaftliche Strukturen noch ausreichende infrastrukturelle Ausstattung aufwiesen“ (Mohrlock et al. 1993, S. 40).

Der in den oben genannten Publikationen (in Abgrenzung zu den integrativ-konservativen Konzepten von GWA) erhobene Anspruch an die GWA war nun radikaler. Gefordert wurde jetzt nicht mehr nur eine Verbesserung der Situation *innerhalb* der gegebenen gesellschaftlichen Verhältnissen, sondern die (verursachenden) Verhältnisse *selbst* zu verändern. Favorisiert wurde daher das sogenannte „*aggressive* Konzept von Gemeinwesenarbeit, das auf die Veränderung von Kräfte-Verhältnissen und Macht-Strukturen innerhalb eines Wohnquartiers durch solidarischen Zusammenschluss von Minderheiten abzielt, die unter bestimmten sozialen Bedingungen am fühlbarsten leiden und die deshalb am ehesten für deren Veränderung zu mobilisieren sind“ (Müller 1973, S. 232; Hervorhebung im Original). Diese „Randgruppenstrategie“ war allerdings teilweise hochproblematisch. So wurden zum Beispiel „Leidende“ oder "Betroffene" für „revolutionäre“ Zwecke und Projekte benutzt und eingespannt, auch wenn diese selber die damit verfolgten Ziele und Veränderungen gar nicht teilten und wollten. In diesem Fall wurde ihnen einfach ein „falsches Bewusstsein“ aufgrund ihres Seins unterstellt. Doch selbst wenn diese instrumentalisierende Konstellation nicht gegeben war, entstanden aus der Orientierung an aggressiven Ansätzen und konfliktorientierten Strategien der GWA für die institutionalisierte Sozialarbeit/GWA immer noch die Schwierigkeit des „Loyalitätsdilemmas“, in das die Gemeinwesenarbeit geriet, wenn sie sich für die „Betroffenen“ oder die auftraggebende Trägerschaft entscheiden sollte. Rückblickend kann mit dem Hinweis auf eine 1975 von Mesle (1978) durchgeführte Untersuchung letztlich von einer erheblichen Diskrepanz zwischen (radikaler) Theorie und (pragmatischer) Praxis ausgegangen werden. In Wirklichkeit konnten die Vorstellungen einer aggressiven GWA nur selten in die Praxis umgesetzt werden, da sich die hochgesteckten gesellschaftsverändernden bis revolutionären Ziele als fehlleitend erwiesen. Oftmals ging es dabei weniger um die Menschen und ihre unmittelbaren Bedürf-

nisse im Stadtteil, als um abstrakte Zielsetzungen und Organisationsversuche, die nicht nur an den unmittelbaren Problemen der Betroffenen vorbeigingen, sondern diese auch überforderten. Sie waren nicht darin geübt, mit Verwaltung und politischen Instanzen in eine konfliktorientierte Auseinandersetzung zu gehen. Zudem standen für sie andere bzw. existenziellere Probleme wie ein Dach über dem Kopf oder genügend Einkommen im Vordergrund. Ein weiterer Grund für das Erliegen der aggressiven Ansätze war, dass es in der Theoriebildung versäumt wurde, „ein systematisches Set handlungsleitender Techniken und methodisch-praktikabler Interventionsformen für die Praxis zu entwickeln, das eine effektive Umsetzung der vielen Ideen ermöglicht hätte“ (Mohrlock et. al. 1993, S. 46). So folgte auf die Euphorie für die GWA die Enttäuschung über die GWA, und 1975 wurde sie schliesslich auf einer Tagung über konfliktorientierte GWA kurzzeitig für tot erklärt. Trotz diesem Rückschlag blieben in der Praxis eine Reihe von GWA-Projekten weiter bestehen, die auch vorher nicht dem konfliktorientierten Ansatz gefolgt waren (Mohrlock et. al. 1993, S. 47).

4 Alltagswende und Neuformulierungen von GWA

1978 leitet Hans Thiersch eine „Alltagswende“ in der Sozialpädagogik ein, die er später mit den Begriffen der „Alltags- und Lebensweltorientierung“ (vgl. Thiersch 1992) in der Sozialen Arbeit weiter entfaltet und die in einem gewissen Sinne auch als eine konzeptionell-reflexive Reaktion auf die Erfahrungen des Scheiterns aggressiv-konfliktorientierter Ansätze Sozialer Arbeit bei/mit den „Betroffenen“ und ihrer „Lebenswelt“ gelesen werden kann.

Auch wenn Thiersch sich nicht direkt auf die GWA bezieht, gibt es zwischen dem Konzept der Alltags- bzw. Lebensweltorientierung und der GWA eine Reihe von Berührungspunkten. Angeführt werden können hier der geteilte sozialräumliche Bezug, die Leistung der Hilfe vor Ort, die Analyse von und Arbeit an strukturell-gesellschaftlichen Rahmenbedingungen sozialer Probleme sowie eine besondere Form der professionellen Beziehungsgestaltung, die sich zwischen Respekt vor dem Eigensinn, Provokation zu neuen Möglichkeiten sowie Wachsamkeit gegenüber Expertokratie und Kolonialisierung der Lebenswelt bewegt (Ross 2012, S. 420 ff.). Ausserdem finden sich bei Thiersch vereinzelt auch explizite Bezüge zu(r) Stadtteilarbeit (vgl. Thiersch 1987). Im Zentrum der weiteren Auseinandersetzung mit der GWA stehen dagegen die 1978 von Karas/Hinte formulierten „katalytische/aktivierende Gemeinwesenarbeit“ und die Grundlegung der GWA als Arbeitsprinzip (der Sozialen Arbeit) durch Boulet/Kraus/Oelschlägel (1981).

4.1 *Gemeinwesenarbeit als Arbeitsprinzip Sozialer Arbeit*

Nach der Methodenkritik der „68er“ und der damit einhergehenden Verunsicherung im Hinblick auf die Wirksamkeit Sozialer Arbeit bestand für viele Praktikerinnen und Praktiker eine Lösung darin, das eigene Interventionsinstrumentarium zu verfeinern und sich auf Verfahren und Techniken aus Nachbarschaftsdisziplinen (Pädagogik, Psychologie, Soziologie, Psychotherapie) zu spezialisieren (z.B. Therapien, Beratung, Gruppenarbeit). Diese boten den Vorteil, dass sie „den einzelnen SozialarbeiterInnen ein klar erlernbares und anwendbares Instrumentarium“ (Mohrlock et al. 1993, S. 48) für Diagnosen und Interventionen an die Hand gaben und so, zumindest in kleinem Rahmen, pädagogisch oder therapeutisch sichtbare Erfolge ermöglichten. Die Kehrseite dieser methodischen Ausdifferenzierung war eine Kategorisierung von Problemlagen auf der Ebene von Individuen und kleinen Einheiten, also eine beschränkte Betrachtungsweise sozialer Probleme, in welcher die grösseren gesellschaftlichen Zusammenhänge nicht mehr thematisiert und als Aufgaben- und Zuständigkeitsgebiet Sozialer Arbeit begriffen wurden. Der Sozialen Arbeit fehlte in dieser Phase ihrer Geschichte eine neue einigende (theoretische) Grundlage. Daher wurde von verschiedener Seite (so z.B. auch vom weiter oben erwähnten Hans Thiersch mit seinem Beitrag der Alltags- bzw. Lebensweltorientierung) versucht, theoretische Beiträge auszuformulieren, welche diese fehlende (gemeinsame) Basis für die Soziale Arbeit wieder herstellen konnte. Vor diesem Hintergrund postulierten Boulet/Krauss/Oelschlägel in den frühen 1980er Jahren, „dass sich GWA weg von einer speziellen Methode der Sozialarbeit immer mehr hin zu einem allgemeinen Arbeitsprinzip sozialer Arbeit schlechthin entwickelt habe“ (Mohrlock et al. 1993, S. 49) und konzipieren die GWA neu als ein „Arbeitsprinzip“ der Sozialen Arbeit insgesamt. GWA wird nun zu einem methodenintegrativen und an der Lebenswelt der Betroffenen orientiertem Grundprinzip Sozialer Arbeit.⁶ Boulet/Krauss/Oelschlägel leiten diese programmatiche These ab aus einer (weitgehend am Marxismus orientierten) materialistischen Gesellschaftsanalyse und einer daran anschliessenden Funktionsbestimmung Sozialer Arbeit und vertreten, in der Konsequenz, damit ein progressiv-emanzipatorischen Verständnis von Sozialarbeit:

„Gemeinwesenarbeit muss Beiträge zur tendenziellen Aufhebung und Überwindung von Entfremdung leisten, also die Selbstbestimmung handelnder Subjekte ermöglichen. Damit ist Gemeinwesenarbeit Befreiungsarbeit insofern, als sie die unmittel-

⁶ Zur genaueren Darstellung des Arbeitsprinzips GWA vgl. Oelschlägel 1985 und Oelschlägel 2005; zu den pragmatistischen Ursprüngen des Arbeitsprinzips GWA vgl. Oehler 2007.

baren Wünsche und Probleme der Menschen ernst nimmt, zu veränderndem Handeln unter Berücksichtigung der politisch-historischen Möglichkeiten motiviert und Einsicht in die strukturellen Bedingungen von Konflikten vermittelt. In diesem Sinne kann Gemeinwesenarbeit als Arbeitsprinzip jede soziale Arbeit strukturieren.“ (Boulet/Krauss/Oelschlägel 1980, S. 156 f.)

Wie Dieter Oelschlägel bis heute unermüdlich immer wieder betont, steht hinter dem in diesem Sinne formulierten „Arbeitsprinzip“ GWA „das grundsätzliche Postulat einer (...) politischen, solidarischen [und auch parteilichen, Anm. P.O./M.D.] Professionalität“ (Oelschlägel 1985, S. 21). Leitgedanke einer so verstandenen fortschrittlichen Professionalität ist aber nicht einfach die Forderung nach einer „Re-Politisierung“ der GWA – Gemeinwesenarbeit ist per se immer politisch, da eine Beteiligung an der Gestaltung eines Gemeinwesens grundsätzlich bedeutet, sich mit Macht und Herrschaft auseinanderzusetzen (vgl. Oelschlägel 2007, S. 30 f.) –, sondern die (selbst)kritische Analyse und Reflexion von Begriffen, Theorien und Praxis der GWA. Die wichtigsten Bezugspunkte für eine solche Überprüfung sind „das Grundprinzip einer solidarischen Gesellschaft und der Anspruch der GWA, soziale Gerechtigkeit in den Verhältnissen zu realisieren“ (Oelschlägel 2007, S. 34). Deshalb bedeutet Parteilichkeit in der GWA zuerst einmal eine Analyse der Frage, „wo Entwicklungsmöglichkeiten, Handlungsspielräume von Menschen eingeschränkt werden“ (Oelschlägel 2007, S. 38). Allerdings reichen Analysen allein für Strategien der GWA nicht aus, so Oelschlägel in Anlehnung an Herbert Marcuse und Jürgen Habermas, sondern es bedarf zudem auch der Utopie einer „guten Gesellschaft“.

Dieter Oelschlägel ist sicher einer derjenigen GWA-Theoretiker, welcher den Diskurs der Gemeinwesenarbeit im deutschsprachigen Raum seit den 1980er-Jahren massgeblich mitgeprägt hat.⁷ Trotzdem hat das „Arbeitsprinzip GWA“ – zumindest unter diesem Begriff – als ein fortschrittliches Konzept bis heute kaum Eingang in die verschiedenen Bereiche der Sozialen Arbeit gefunden, und wenn überhaupt, dann mehr unter der Bezeichnung „Gemeinwesenorientierung“. Bei dieser abgeschwächten Auslegung blieben die materialistische Gesellschaftsanalyse und die daran anschliessenden gesellschaftlichen und emanzipatorischen Zielvorstellungen weitgehend unberücksichtigt, was zu einem um wesentliche Elemente verkürzten GWA-Verständnis führte (Mohrlock et. al. 1993, S. 53). GWA als Arbeitsprinzip meint als Konzept Sozialer Arbeit eben entschieden mehr als einfach nur eine institutionelle Öffnung zu einem Gemeinwesen hin oder eine räumliche Wende in der Arbeitsorientierung, um *eine Zielgruppe besser zu erreichen* oder die Ressourcen des Gemeinwesens *für die eige-*

7 Zur Aktualität des Arbeitsprinzips Gemeinwesenarbeit vgl. z.B. Klöck 2001.

ne Arbeit und die Klienten zu nutzen (vgl. Oelschlägel 2004), wie dies vor allem im Konzept Sozialraumorientierung vertreten wird.

4.2 Von der aktivierend-katalytischen Gemeinwesenarbeit zur stadtteilbezogenen Sozialen Arbeit

Der sehr stark im Hinblick auf die Praktikerinnen und Praktiker der GWA und deren praktisches Handeln formulierte Ansatz der „katalytisch-aktivierenden Gemeinwesenarbeit“ stellt konzeptionell die Aktivierung von Betroffenen sowie deren Partizipation an der Gestaltung und Verbesserung ihres Lebensumfelds ins Zentrum – verbunden mit der langfristigen Vision einer herrschaftsfreien Gesellschaft. Der wesentliche Kurswechsel gegenüber den in den späten 1960er- und frühen 1970er-Jahren formulierten konfliktorientierten und aggressiven Ansätzen besteht darin, dass es in der GWA jetzt darum geht, „innerhalb bestehender gesellschaftlicher Strukturen Veränderungen voranzutreiben“ (Karas/Hinte 1978, S. 47, Hervorhebung P.O./M.D.). Die Perspektive einer Sozialarbeit/GWA, welche – mit einem explizit politischen Selbstverständnis – auf eine Veränderung der die sozialen Probleme verursachenden gesellschaftlichen Strukturen hinarbeitet, rückte mit dieser ausschliesslich am augenblicklich Machbaren orientierten Konzeption in den Hintergrund. Der Fokus liegt auf kleinen, konkreten Verbesserungen im Alltag der Menschen.

Karas und Hinte (1978) entwickelten ihr Konzept von Gemeinwesenarbeit in Anlehnung an die von Hauser & Hauser in „Die kommende Gesellschaft“ (1971) formulierten Prinzipien katalytischer Sozialarbeit. Katalyse meint in der Chemie(!) einen „Fremdkörper“, der „als Katalysator in eine chemische Substanz gebracht, Veränderungen und beschleunigte Reaktionen bewirkt, ohne sich selbst zu verändern“ (Hinte/Karas 1989, S. 23). Analog zu diesem chemischen Prozess sehen sie die Aufgabe der Gemeinwesenarbeit darin, bei den Stadtbewohnern Prozesse anzuregen, „in deren Verlauf sie sich ihrer Situation bewusst werden und ihre Bedingungen entsprechend ihren Interessen ändern sollten. Der Professionelle sollte dabei lediglich anregen und bei Bedarf Unterstützung leisten.“ (Hinte/Karas 1989, S. 23). Dementsprechend wird GWA als eine *Methode* definiert (Karas/Hinte 1978, S. 30 f.; Hinte/Karas 1989, S. 23 f.).

Die leitenden Ideale hinter dem Konzept der aktivierend-katalytischen GWA sind die Gruppenselbsthilfe und die Bildung neuer Basisstrukturen durch Selbsthilfegruppen – der freiwillige Zusammenschluss von Menschen mit ähnlichen Problemen zur gegenseitigen Unterstützung und gemeinsamen Arbeit an den Ursachen ihrer Schwierigkeiten. Weiter setzt sich dieser „antipaternalistische Ansatz“ auch für eine stärkere politische Partizipation der Stadtteilbewohner

innerhalb der gegebenen Strukturen ein. Dazu werden in Stadtteilen Anlaufstellen (Bürgerläden etc.) eingerichtet, an welche sich die Menschen aus dem Stadtteil wenden können (Karas/Hinte 1978, S. 49 ff. und Hinte/Karas 1989, S. 24 f.).

Aktivierende GWA beginnt Partizipation in kleinen, wenig risikoreichen Bereichen, um positive Lernerfahrungen mit Selbstbestimmung zu ermöglichen und so die Bereitschaft zur Selbst- und Mitbestimmung langsam zu stärken. „Neben der subjektiven Bereitschaft des einzelnen zur Selbst- und Mitbestimmung bedarf es aber auch rechtlich verbriefter Möglichkeiten zur Partizipation bei politischen Prozessen. Gemeinwesenarbeit wird hier verstanden als ein Instrument zur Schaffung dieser Möglichkeiten wie auch als Lernfeld für selbstbestimmtes Handeln. Strategisch plädiert aktivierende Gemeinwesenarbeit für ‚Koalitionen auf Zeit‘ auf der Grundlage kleinsten gemeinsamer Nenner“ (Hinte/Karas 1989, S. 25). Um den graswurzeldemokratischen Anspruch auch angesichts bestehender Machtverhältnisse verwirklichen zu können, setzt aktivierende GWA zugleich bei den Individuen *und* den Verhältnissen an. Eine Umverteilung von Macht soll jedoch nur erfolgen, wenn diese von den Betroffenen auch selbst erkämpft wurde. Der Ansatz setzt konsequent bei den Betroffenen an. Die müssen selber darüber bestimmen, welche Aktionen und Projekte Vorrang haben. Weiter sollen Konflikte nur dann riskiert werden, wenn sie in der Sache angebracht und die Menschen dazu bereit sind, sie durchzustehen. Auch soll vermieden werden, Politiker, Verwaltungsbeamte und Funktionäre vorschnell in Feindrollen hineinzumanövriren. In Abgrenzung zu einem „radikalen“ und aggressiven GWA-Ansatz, könnte dieser Ansatz als „gemässigt konfliktorientiert“ bezeichnet werden (Karas/Hinte 1978, S. 66 f.; Hinte/Karas 1989, S. 26 f.).

Wie in die „katalytisch-aktivierende GWA“ fliessen ebenso in die nachfolgende „*stadtteilbezogene Soziale Arbeit*“ mehrere Diskussionslinien und Erkenntnisse aus der Gemeinwesenarbeit ein und werden im Rahmen der Ausformulierung dieses Konzepts präzisiert, ergänzt und erweitert. Die eigentliche Neuerung der Stadtteilbezogenen Sozialen Arbeit gegenüber der „katalytisch-aktivierenden GWA“ besteht, ausser in der Abwendung vom Begriff *GWA*, darin, dass das gemeinwesenorientierte Handeln jetzt explizit bzw. „gleichzeitig in den Bezugsrahmen institutioneller (Regel-)Arbeit“ (Hinte/Karas 1989, S. 33) gestellt wird. Herkömmliche Formen (kommunaler) Sozialer Arbeit sollen durch die „*stadtteilbezogene Soziale Arbeit* sinnvoll ergänzt, unterstützt und effektiver werden“ (ebd.).

Mit der Stadtteilbezogenen Sozialarbeit kommt es zu einer Akzentuierung der Kooperation mit und zwischen sozialen Einrichtungen und Diensten auf der Stadtteilebene. Ämter der Verwaltung und andere Akteure sollen für eine Kooperation gewonnen werden. Deshalb vertritt die *stadtteilbezogene Sozialarbeit* gegenüber den Ämtern eine Strategie des Einbeugs und nicht der Abgrenzung.

Von der Kooperation sollen letztlich alle Beteiligten profitieren, vor allem aber die Bewohner des Stadtteils (Mohrlock et al. 1993, S. 56 f.).

Zudem formuliert die stadtteilbezogene Sozialarbeit den Anspruch, einen ergänzenden handlungsleitenden Beitrag für die Professionellen und ihren Umgang mit den BürgerInnen zu leisten, der in dem Begriff der „reflektierten Parteilichkeit“ seinen Ausdruck findet. Das professionelle Handeln unterliegt nicht (mehr) primär einer pädagogisch-methodischen Intention, sondern dient dazu, eine nichtrepressive Kontaktaufnahme und -gestaltung zwischen Professionellen und StadtteilbewohnerInnen zu ermöglichen (Hinte 1985, S. 28). Dieses Konzept beinhaltet eine Kritik an einer Sozialen Arbeit/GWA, die methodisch-pädagogisch vorgeht und damit systematisch, teilweise manipulativ, versucht, das Denken und Handeln der Menschen in eine bestimmte Richtung zu verändern, die von Professionellen vordefiniert wird. Dagegen setzt das Konzept der stadtteilbezogenen Sozialarbeit, orientiert an der Antipädagogik bzw. der nondirektiven Pädagogik, „auf einen authentischen Kontakt des/der Professionellen mit den BürgerInnen“ (Mohrlock et al. 1993, S. 57). Die Haltung der Professionellen im Kontakt mit den Bürgern wird damit zu einem zentralen Abgrenzungsmerkmal der stadtteilbezogenen Sozialen Arbeit zu anderen GWA-Konzepten. Die stadtteilbezogene Soziale Arbeit will

„soziale Räume verändern und nicht psychische Strukturen von Menschen. Wir akzeptieren, dass es unendlich viele Lebensstile gibt, mit denen Menschen zufrieden sein können. *Der soziale Raum ist unser Adressat, nicht die Menschen.* Menschen sind Akteure in ihrer Lebenswelt, und die ist eben für viele Menschen ihr Stadtteil.“ (Hinte 2001, S. 77, Hervorhebung P.O./M.D.).

5 Von der Stadtteilarbeit zum Quartiersmanagement

Eine weitere Neukonzeption ist in den Förderprogrammen zur „integrierten Stadtentwicklung“ begründet, mit denen seit den späten 1980er-Jahren versucht wurde, „eine Verbesserung und Aufwertung benachteiligter Stadtquartiere zu erreichen“ (Messmer 2004, S. 202). Programmatisch können diese frühen Programme als ein Versuch verstanden werden, das Konzept der „behutsamen Stadtteilerneuerung“ mit dem Konzept der GWA/stadtteilbezogenen Sozialen Arbeit zusammenzubringen und zu verbinden (Messmer 2004, S. 202). Etabliert wird der Begriff „Quartiermanagement“ jedoch erst in der Diskussion zur integrierten Stadtteilentwicklung bzw. der Umsetzung des Bund-Länder-Programms „Soziale Stadt“ Ende der 1990er-Jahre. Das leitende Programmziel war, über „integrierte Entwicklungs- und Handlungskonzepte die ‚Abwärtsspirale‘ in benachteiligten Stadtteilen aufzuhalten und die Lebensbedingungen vor Ort umfassend zu ver-

bessern“ (Bundestransferstelle Soziale Stadt 2010, zit. in Krummacher 2011, S. 319).

In diesem Programmkontext spielt das sogenannte „Quartiersmanagement“ eine wichtige Rolle, nämlich als ein vielversprechendes „Instrument der Stadtteil-/Quartiersentwicklung“ sowie als eine mögliche „Antwort auf soziale, räumliche oder bauliche Probleme in den Stadtteilen“ (Messmer 2004, S. 199).

Franke/Grimm (2007) definieren Quartiermanagement als einen komplexen Prozess oder als ein quartierbezogenes Arrangement, das „unterschiedliche Steuerungs- und Handlungsstrategien, Vorgehensweisen und Methoden beinhaltet“ (S. 309) und mit dem drei verschiedene, miteinander agierende gesellschaftliche Sphären oder Akteurs- und Handlungsebenen verknüpft werden. Diese drei Ebenen sind: die Verwaltungsebene, die Quartiers- oder Stadtteilebene und die zwischen diesen beiden Ebenen verortete intermediäre Ebene. Das Ziel dieses Drei-Ebenen-Modells ist der Aufbau einer langfristigen Struktur zur Umsetzung einer integrierten Stadt(teil)entwicklungspolitik; erreicht werden soll dies durch eine systematische Verknüpfung von Akteuren mit Ressourcen und Zuständigkeiten im und ums Quartier (ebd., S. 309).

Wie Krummacher (2011, S. 321) kritisch anmerkt, findet die tatsächliche Umsetzung des Quartiermanagements vorwiegend in den Stadtteilbüros statt, da sie die zentralen Kontakt- und Anlaufstellen *im Quartier* sind. Neben der Organisations- und Moderationsfunktion zählt dort vor allem auch die Anwaltsfunktion, welche bei der Ermittlung, Weiterleitung und Durchsetzung von Quartiersinteressen von grosser Bedeutung ist.

6 Quartiersaufbau

Das von Konrad Maier und Peter Sommerfeld 2005 vorgelegte Konzept „Quartiersaufbau“ mit dem Fokus auf die „Inszenierung des Sozialen im Wohnquartier“ versteht sich als eine professionelle soziale Begleitung zum Aufbau einer tragfähigen sozialen Alltagskultur (vgl. Maier/Sommerfeld 2005, S. 327 ff.). Mit dem Ansatz „Quartiersaufbau als professionelles Verfahren“ verfolgen sie den Anspruch,

„ein [begleitendes] professionelles Verfahren zu entwickeln, mit dem Soziale Arbeit dazu beitragen kann, dass sich *bereits in der Aufbauphase* ein intaktes städtisches Quartier entwickelt, in dem sich Kommunikation und wechselseitige Hilfe im Alltag vollzieht, welches in der Stadt Heimat und Nachbarschaft bietet, in dem auch sozial Schwächere bzw. Menschen in schwierigen Lebenslagen mitgetragen werden und in dem die Bewohner die Gestaltung des sozialen und kulturellen Lebens weithin selbst in die Hand nehmen.“ (Maier/Sommerfeld 2005, S. 327)

Von herausragender Bedeutung beim Aufbau einer tragfähigen Alltagskultur ist für Professionelle aus der Sozialen Arbeit dabei die Methode „Inszenierung des Sozialen“, die in einem deutlichen „Gegensatz zu einem Grundaxiom der Gemeinwesenarbeit, nämlich der Orientierung an den Bedürfnissen und Themen der Menschen“ (Maier/Sommerfeld 2005, S. 58) steht. Ein Grund dafür ist, dass der Bedürfnisbegriff oftmals „sehr unreflektiert“ benutzt wird. Z.B. werden Bedürfnisse mit Wünschen gleichgesetzt, oder es herrscht die Meinung, dass Bedürfnisse über einfache Befragungen abrufbar seien (ebd., S. 58). Hierfür bietet das Verfahren der Inszenierung insofern einen Ausweg, als es nicht nur begrifflich zwischen Wunsch und Bedürfnissen differenziert, sondern in der Konsequenz auch methodisch zwischen „professioneller Inszenierung und korrespondierender Reaktion der Bewohner“ (Maier/Sommerfeld 2005, S. 59) Prozesse anregt, mit denen „Bedürfnisse“ zirkulär vermittelt bzw. diskursiv im Austausch zwischen Experten und Betroffenen zu erkennen und formulieren versucht werden.

Maier/Sommerfeld empfehlen, dass die Aufgaben der „Inszenierung des Sozialen“ sinnvollerweise von einer *intermediären Instanz*, die im Auftrag der Stadt und von ihr finanziert arbeitet, jedoch innerhalb der Aufgabenstellung eigenständig tätig und an Weisungen nicht gebunden ist“ (Maier/Sommerfeld 2005, S. 60; Hervorhebung im Original) umgesetzt werden. Eine „relative Unabhängigkeit und professionelle Autonomie“ sind in der Praxis eine grundlegende Voraussetzung für die Anerkennung und Glaubwürdigkeit der Professionellen bei den Bewohnern als „Partner“ sowie in ihrer Rolle als Mediatoren (Maier/Sommerfeld 2005, S. 60). Deshalb schlagen die Autoren einen bewussten Verzicht auf eine „Solidarisierung“ mit den Bewohnern vor. So wird zu erkennen gegeben, dass die professionelle Quartiersarbeit zwar Anstöße und Unterstützung bietet sowie „Anwaltschaft für den Stadtteil übernimmt, aber nicht als dauerhaftes Infrastrukturangebot im Sinne einer konsumierbaren sozialen Ressource einfach zur Verfügung steht“. Die Soziale Arbeit soll auch in diesem Punkt „eine eigene, eben professionelle Position“ haben und diese auch mitteilen. Denn erst von dieser aus kann sie ihre eigenen Entscheidungen fällen und Kooperationen eingehen (Maier/Sommerfeld 2005, S. 60).

Somit knüpfen auch Maier/Sommerfeld bei ihrer Konzeption am Begriff der „intermediären Instanz“ an, entwickeln und präzisieren diesen jedoch als „Intermediarität der Sozialarbeit“ im Hinblick auf eine feldbezogene Soziale Arbeit weiter, indem sie aus „einer rückblickenden Reflexion (...) die verschiedenen Aktivitäten je unterschiedlichen Funktionen“ zuordnen (Maier/Sommer-

feld 2005, S. 331). Diese drei idealtypischen Funktionen/Rollen⁸ stellen als „professionelle Paradoxe“ quasi eine Art Schlüsselkategorie professioneller (feldbezogener) Sozialer Arbeit im Konzept Quartiersaufbau dar.

Ausgehend von einem solchen Verständnis Sozialer Arbeit und dem darauf beruhenden dreidimensionalen Arbeitsansatz des Quartiersaufbaus eröffnet sich, so Maier, für die Soziale Arbeit ein weites Arbeitsfeld in verschiedenen Bereichen der Stadtentwicklung, zumal „die Bedeutung einer sozialen Begleitung in Neubau- oder Sanierungsmaßnahmen“ zunehmend auch von Akteuren ausserhalb der Sozialen Arbeit (wie z.B. Stadtplanung, Bauwirtschaft) erkannt wird (Maier 2001, o.S.).

7 Das (Fach-)Konzept Sozialraumorientierung

In das Fachkonzept „Sozialraumorientierung“, wie es massgeblich von Wolfgang Hinte geprägt wurde, flossen ebenfalls viele Theoriebestände und Erfahrungen aus der GWA mit ein. Formuliert wurde diese jedoch jetzt mit Blick auf die Erfordernisse im Kontext institutioneller sozialer Arbeit allgemein und für den Bereich der Kinder- und Jugendhilfe im Besonderen (vgl. Hinte/Tress 2007).

Mit dieser (neuen) Bestimmung von sozialräumlichem Arbeiten bzw. Sozialraumorientierung als ein Fachkonzept zur Reorganisation Sozialer Arbeit kam es gleichsam zu einer Verdrängung des ursprünglich emanzipatorisch-utopischen Gehalts von Sozialraumorientierung (vgl. Drilling/Oehler/Schnur 2015). Trotzdem wird im Kern mit dem Fachkonzept Sozialraumorientierung – das von der Intention her ganz verschiedenen Arbeitsfeldern der Sozialen Arbeit als fachliche Grundlage dienen kann – im Vergleich zur stadtteilbezogenen Sozialen Arbeit (SSA) von den Grundgedanken her kaum Neues gesagt (deshalb, und auch weil dieses Konzept von „Sozialraumorientierung“ für den Bereich Stadtentwicklung von eher geringerer Bedeutung ist, wird auf diesen Ansatz hier nicht weiter eingegangen).

8 Das (Forschungs-)Programm Sozialraumarbeit: sozialraumsensible bzw. reflexive räumliche Haltung

Christian Reutlinger und Annegret Wigger (2010 S. 13 ff.) identifizieren im Rahmen eines Forschungsprojekts zum Thema Sozialraumorientierung drei Ty-

8 Diese von Maier/Sommerfeld (2005, S. 331 f.) herausgearbeiteten Aufgaben/Funktionen/Rollen beschreiben sie als „anwaltschaftliche Funktion“, „Dienstleistungsfunktion“ und „Funktion eines professionellen Empowerments“.